

**SOZIALE VERANTWORTUNG IN DER
FLEXIBILISIERTEN GESELLSCHAFT**
(28.02.08, Förderpreisverleihung der VFH Wiesbaden, Gießen)

Horst-Eberhard Richter

Als Adam Smith vor zweieinhalb Jahrhunderten die Lehre der liberalen Marktwirtschaft begründete, bedachte er nicht nur ökonomische, sondern auch psychologische Faktoren. Seine Zuversicht, dass eine Wirtschaft bei freier Konkurrenz eigensüchtiger Interessen ordentlich funktionieren könne, gründete sich unter anderem auf sein Vertrauen darauf, dass den Menschen ein sozialer Antrieb innewohne, der das Überwuchern von Rücksichtslosigkeit verhindern könne. Diesen Antrieb nannte er *benevolence*, *benevolentia*, was man als mitmenschliche Güte übersetzt hat. In seinem großen Werk »Die ethischen Gefühle« schrieb er: »Man mag den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen, also Prinzipien, die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen. Dass wir selbst oft Kummer empfinden, weil andere Menschen von Kummer erfüllt sind, das ist eine Tatsache, die zu augenfällig ist, als dass es dazu irgendwelcher Beispiele bedürfte.«

Das mag momentan manchen befremdlich in den Ohren klingen, die glauben, dass die ökonomischen Strukturen inzwischen wenig Spielraum für solche sozialen Sentimentalitäten lassen. In der Tat scheint die Ökonomie in Verbindung mit den technologischen Fortschritten Zwänge auszuüben, die unbedingte Anpassung verlangen und wenig Rücksicht auf die schönen ethischen Gefühle des Adam Smith nehmen. Aber ist es wirklich so, dass die Motive der Menschen gegenwärtig nur noch einseitig von den Umbrüchen der Globalisierung und der technologischen Revolution geprägt werden, oder bedeutet eine solche Sichtweise etwa eine Verkennung der Zusammenhänge? Wir werden auf diese Frage bald

noch näher eingehen. Aber vorerst gestatten Sie mir einen Augenblick des Zurückschauens auf eine gar nicht so weit entfernte Vergangenheit, in der die Menschen in hohem Maße auf eben *die* Prinzipien in ihrer Natur zählten, die Adam Smith genannt hat. Das waren die 70er Jahre, als eine ganze Generation auszog, um die Lage der Schwächeren und der sozial Benachteiligten zu verbessern. Die Älteren unter Ihnen werden sich noch gut an die Scharen von jungen Leuten erinnern — vielleicht waren Sie ja selber dabei — die in die sozialen Brennpunkte zu den Armen gingen, in Gefängnisse und Heime, um sozial Gestrandeten wieder auf die Beine zu helfen. Die Reformbewegung griff auf die Wirtschaft über, wo ein großes Programm »Humanisierung der Arbeitswelt« mit Regierungsbeteiligung für menschenfreundlichere, weniger monotone Arbeitsplätze sorgen wollte, auch für Einführung von eigenverantwortlicher Gruppenarbeit, wie sie sich inzwischen vielerorts durchgesetzt hat. Erweiterte Mitbestimmungsregelungen in der Industrie kamen zustande. Willy Brandt *nannte* seine Strategie nicht nur eine *Politik der Compassion*, also des Mitfühlens, sondern seine Reformen verfolgten dieses Ziel auch *praktisch*, etwa die großangelegte Psychiatrie-Reform, die zigtausenden von psychisch Kranken eine Reintegration in das Leben in ihren Gemeinden erleichterte. *Compassion*, das war genau die benevolence, die benevolentia, die Adam Smith als allgemeinmenschlichen Grundantrieb beschrieben hatte, der in den 70er Jahren zwar keine heile, aber ein Stück humanere Welt hervorbrachte.

Aber was beweist das schon? War es nicht nur eine flüchtige Episode? Einige soziale Verbesserungen haben sich erhalten. Die Brandt-Bahrsche Friedenspolitik hat weiter gewirkt. Aber der Zeitgeist wandelte sich bald wieder. Es folgte Ernüchterung wie nach dem Erwachen aus utopischen Träumen. Viele aus der sozialen Bewegung blickten bald schamhaft zurück wie auf eine unrealistische Verirrung. Nur eine Minderzahl behielt jene Phase des großen sozialen Aufschwungs als ein Zeichen dafür im Kopf, dass es in der Tat jene Triebkraft in uns gibt, auf die Adam Smith gesetzt hat und die den sonst überaus skeptischen Immanuel Kant zur Hoffnung geführt hat, dass sie immer wieder nach historischen

Rückschlägen zu einer Besserung der Verhältnisse führen könne und müsse.

Ende der 70er Jahre war es jedenfalls erst mal für längere Zeit mit der Compassion vorbei. Das war für jedermann direkt erkennbar. Als sozialpsychologische Wissenschaftler haben wir in unserem Psychosomatischen Zentrum in Gießen die Wendung mit einem empirischen Forschungsprogramm verfolgt. Wir, d. h. Dieter Beckmann, Elmar Brähler und ich, haben seit 1968 über 1975, 1989, 1994 bis 1999 mit einem. inzwischen in vielen Ländern gebräuchlichen Test untersucht, wie sich Befinden, Einstellungen und soziales Verhalten der westdeutschen Menschen über die Jahre verändert haben. Benutzt haben wir den Gießen-Test, der eine sehr differenzierte statistische Auswertung der von uns erhobenen Befunde erlaubte. Zwischen 1975 und 1989 zeigte sich ein bemerkenswerter Umschwung von sozialer Sensibilität hin zu einer steigenden Ich-Betonung. Im durchschnittlichen Selbstbild der Menschen ging die sorgende Anteilnahme an anderen zurück. Konkurrenzehrgeiz, Eigensinn und ungenierte Aggressivität machten sich breit. Selbstkritische Tendenzen wurden schwächer. Das Schlagwort Ellbogen-Mentalität drängte sich auf, passte allerdings vor allem für die *Männer* während die *Frauen* sich zwar stärker und lockerer fühlten und sich bereits ähnlich dominant wie die Männer porträtierten, jedoch nach wie vor ihre Gefühlsbedürfnisse vergleichsweise deutlicher ausdrückten.

Insgesamt überwog aber sehr deutlich die Rückwendung auf das Ego. Narzissmus wurde das neue Modewort. *Wie kann ich mich als Individuum besser selbst verwirklichen?* Das wurde die allgemeine Kernfrage, die auch die Heilungserwartungen in unserem psychotherapeutischen Berufsfeld kennzeichnete. Zuvor waren es viel häufiger Beziehungsprobleme gewesen, an denen unsere Patienten arbeiten wollten. Paar-, Familien- und Gruppenkonflikte hatten uns bisher stark beschäftigt. Die Willy-Brandt-Ära hatte der Familientherapie, ein spezielles Forschungsthema von mir selbst, zu einem bedeutenden Aufschwung verholfen. In Gruppentherapien hatten die Patienten vor allem eine bessere Gemeinschaftsfähigkeit zu erlernen erhofft. Neuerdings rivalisierten sie in den therapeutischen Gruppen eher um persönliche Ich-Stärkung.

Generell klang der Gruppenboom ab. Der *Tanz ums goldene Ego* bestimmte den Zeitgeist wie auch die Psychoszene. Die Gruppentherapeuten beklagten den Rückgang an Bedarf. An den psychoanalytischen Instituten schwand das Interesse für Sozialpsychologie. Mein Bestseller »Lernziel Solidarität« war nicht mehr gefragt.

Was war die Erklärung für diesen Wandel? Sie war rasch gefunden. Der Neoliberalismus pur ließ sich anscheinend nicht länger von sozialen Schwärmereien aufhalten. Sein hartes Rivalitätsprinzip erstickte, so schien es, definitiv die Gutmenschen-Philosophie der 70er Ära. Die Menschen wurden so, wie die Wirtschaft sie brauchte: Unsentimental, sachlich, ganz auf den Erfolg im Wettbewerb konzentriert. Es herrschte Scheu vor engen, fesselnden Bindungen. Lieber Abstand wahren, um nicht durch soziale Verpflichtungen im Vorwärtsdrang behindert zu werden. Das schien in doppeltem Sinn ökonomisch. Es gediehen ungenierte, ungebundene Individualisten, die sich durch keine Humanitätsduselei von der Erfolgsspur abdrängen ließen. Sie bildeten den Mainstream.

Das psychologische Durchschnittsprofil der Westdeutschen tendierte, eindeutig in Richtung *Ellbogen* und *Ego-Kult*. Und als der Neoliberalismus mit dem Zusammenbruch des Moskauer Imperiums seine höchste Selbstbestätigung feierte, erschien es um so plausibler, dass sich in unseren Testbefunden der Ego-Trip fortsetzte. Mit dem sozialen Mitgefühl ging es bis 1994, Datum unserer vorletzten Gießen-Test-Erhebung, stetig weiter bergab. Schwindende Skrupel, weniger Bemühung um Korrektheit und Wahrhaftigkeit kennzeichneten das durchschnittliche psychologische Selbstbild. Auf welche dauerhaften sozialen Werte sollten sich die Menschen denn auch in einer Wirtschaftswelt verpflichten, in der es neuerdings mit Fusionen, Zerschlagungen und Umstrukturierungen drunter und drüber ging?

Das wurde bekanntlich zum Hauptthema des amerikanischen Soziologen Richard Sennett in seinem sehr bekannt gewordenen Buch *Der flexible Mensch, die Kultur des neuen Kapitalismus*. Darin schildert er die gewandelten amerikanischen Lebensformen

unter dem Einfluss der wirtschaftlichen Umbrüche. Er stellt fest: »Heute muss ein junger Amerikaner mit mindestens zweijährigem Studium damit rechnen, in vierzig Arbeitsjahren wenigstens elfmal die Stelle zu wechseln und dabei seine Kenntnisbasis wenigstens dreimal auszutauschen.« »Die traditionelle Laufbahn, die Schritt für Schritt die Karriere von ein oder zwei Institutionen durchläuft, ist am Aussterben.«

Sennett erläutert die Fragmentierung der modernen Lebensformen am Beispiel einer typischen amerikanischen Familie. Ein junger Vater will seinen Kindern die Bedeutung von Verpflichtungen klar machen. Aber das sei für diese eine abstrakte Tugend. »Sie sehen sie nirgendwo.« Denn *Verpflichtungen* heißen, sich verlässlich auf etwas *Dauerhaftes* festzulegen. Indessen, wo gibt es noch Dauerhaftes? fragt Sennett. Die Unstetigkeit der Ökonomie mit einem dynamischen Markt, der nicht mehr erlaubt, dass man längere Zeit die gleiche Sache und etwa auch noch auf die gleiche Art tun kamt, fragmentiert zugleich das Leben der Menschen, die sich auf nichts Langfristiges mehr einlassen können. Der Chamäleon-Charakter der modernen Wirtschaft, deren Strukturen sich laufend abrupt verändern, bedroht auch die Einzelnen mit einer chamäleonartigen Flexibilisierung. Sennett resümiert: »*Vielleicht ist die Zerstörung des Charakters* eine unvermeidliche Folge. Wenn es nichts Langfristiges mehr gibt, desorientiert das auf lange Sicht jedes Handeln, löst die Bindungen von Vertrauen und Verpflichtung und untergräbt die wichtigsten Elemente der Selbstachtung.« Denn: »Wie können langfristige Ziele angesteuert werden, wenn man im Rahmen einer ganz auf das Kurzfristige ausgerichteten Ökonomie lebt? Wie können Loyalitäten und Verpflichtungen in Institutionen aufrechterhalten werden, die ständig zerbrechen oder immer wieder umgewandelt werden? Wie bestimmen wir, was in uns selbst von bleibendem Wert ist, wenn wir in einer Gesellschaft leben, die sich nur auf den unmittelbaren Augenblick konzentriert? «

Vor einigen Jahren erschien dieses Buch. Und wir fanden, dass es zu unseren psychologischen Untersuchungsbefunden von 1994 passte. War es nicht logisch, dass die Strukturwandlungen des globalisierten Kapitalismus den opportunistischen Egozentrismus

noch anheizten, den wir beim Durchschnitt der Westdeutschen ermittelt hatten? Mussten nicht die modernen ökonomischen Zwänge jene benevolence des Adam Smith bzw. jene Compassion der frühen 70er Jahre definitiv verdrängen?

Immerhin entdeckten wir bei unserer Repräsentativ-Studie 1994, dass den Westdeutschen bei ihrem egozentrischen Rückzug aus sozialen Bindungen nicht mehr recht wohl war. Sie beklagten im Durchschnitt ein Defizit an Beliebtheit, Achtung und Attraktivität. Wie hätten sie auch zurückbekommen können, was sie selbst nicht mehr von sich hergaben? Wie konnten sie Gefühle ernten, die sie im eigenen Inneren unterdrückten? Der Weg in die distanzierte Individualisierung hatte nicht in eine »splendid isolation«, sondern in eine ungemütliche Kälte und Ungeborgenheit geführt. Die Frustration war unverkennbar. Sie ließ Elmar Brähler und mich vorsichtig vermuten, dass es vielleicht bald wieder eine Suche nach der verloren gegangenen soziale Nähe geben könnte, trotz aller fragmentierenden und flexibilisierenden äußeren Einflüsse.

Und tatsächlich fanden wir nun bereits fünf Jahre später, Ende 1999, Zeichen für eine psychologische Gegenströmung. Plötzlich sehen wir bei den Deutschen nicht nur ein Wiederaufleben ihrer Gefühlswelt, sondern einen Anstieg ihres sozialen Wertbewusstseins. Es ist wie ein trotziges Aufbegehren gegen Einflüsse, die scheinbar unweigerlich zu den charakterlichen Deformierungen führen sollten, die Sennett aus der Flexibilisierung der ökonomischen Strukturen ableitete. Vielleicht ist es sogar gerade der zunehmende Druck, der menschliche Bindungen auseinander zu reißen droht und die langfristige Verlässlichkeit und Loyalität in sozialen Beziehungen erschwert, der nun ein ganz besonderes Beharren auf diesen Tugenden provoziert hat. Die Psychologie des Menschen ist also mitnichten ein bloßer Spiegel des ökonomischen Systems, sondern beweist zur Zeit wieder einmal die Unzerstörbarkeit jener Anlagen, die in den 70er Jahren sogar das Gesicht des Zeitgeistes geprägt hatten, wovon heute allerdings noch keineswegs die Rede sein kann.

Aber nun erst mal zu den neuen Befunden im Detail: Angefangen bei den Gefühlen zeigt sich, dass die Deutschen wieder mehr

persönliche Nähe suchen. Sie wünschen sich engen Anschluss an einen anderen Menschen und sind zu langfristigen Bindungen bereit. Ihre zuvor geschrumpfte Liebesfähigkeit ist wieder voll erwacht, insbesondere auch die Bereitschaft, Liebe zu spenden und nicht nur zu empfangen. Zugleich mit den erotischen sind die fürsorglichen Gefühle erneut aufgetaut. Die Sorge um andere Menschen, seit Ende der 70er Jahre anhaltend geschrumpft, wird nun wieder stärker empfunden. Die Ellbogen-Merkmale, nämlich kämpferisches Rivalisieren — auch um den Preis aggressiver Auseinandersetzungen — haben sich abgeschwächt. Die Menschen sehen sich neuerdings verträglicher und versöhnlicher inmitten einer Wettbewerbsgesellschaft, die diese Milderung des egozentrischen Kampfgeistes nicht gerade nahe legt.

Hinzu kommt nun eine erstaunliche *Hochschätzung von Werthaltungen*, deren vermeintliches Verschwinden bereits Scharen von Untergangspropheten auf den Plan gerufen hatte. Tüchtigkeit und Ordentlichkeit, vormals eher als spießige Sekundärtugenden belächelt, werden wieder stärker bejaht. Und, man höre, Wahrhaftigkeit steht hoch in Achtung. Charakterliche Unverlässlichkeit, als Abbild der unverlässlichen ökonomischen Strukturen vorausgesagt, ist nicht zum Trend geworden. Im Gegenteil. Integrität und das Streben nach Vertrauenswürdigkeit prägen ein offenbar erstarktes Moralbewusstsein.

Wenn neuerdings Korruptionsskandale im Top-Management und Steuerbetrugsskandale zu rascher Folge aufgedeckt werden, so doch vor allem, weil die Wachsamkeit enorm zugenommen hat. Vieles kommt heraus, was lange Zeit unter der Decke blieb.

Eine internationale Studie der Price Waterhouse Coopers zusammen mit der Universität Halle-Wittenberg stellte 2006: Fast jedes zweite deutsche Unternehmen ist in den vergangenen beiden Jahren Opfer wirtschaftskrimineller Handlungen geworden. Betrug, Insiderhandel, Industrie-Spionage, Unterschlagung gehören zum Alltag. Im Drittel der Fälle gehören die Täter dem Top-Management an. Aber oft scheuen die Firmen Strafanzeigen aus Image-Gründen. Trotzdem kommt immer mehr ans Licht, man denke nur an die plötzlich aufgetauchten Listen aus der Steuerflucht-Hochburg Liechtenstein. Oder an die bekannt

gewordene Finanzierung einer ganzen Schar deutscher Medizinforscher durch die Zigarettenindustrie. Oft handelt es sich um zurückliegende Affären. Aber jetzt kommt das alles zum Vorschein, weil in der Zeitstimmung ein Bedürfnis nach mehr Klarheit und mehr Verlässlichkeit aufgekommen ist.

Jedenfalls weisen unsere neuen sozialpsychologischen Untersuchungen wie auch die Beobachtungen der politischen Stimmungsveränderungen daraufhin, dass zumindest in unserem Land so etwas wie eine neue soziale Sensibilisierung aufkeimt. Der Ego-Kult hat, wie es aussieht, seinen Höhepunkt überschritten. Die Menschen wollen im Kleinen ihr Zusammenleben wieder herzlicher, offener, hilfreicher gestalten und wünschen sich, wie es aussieht, auch von ihren politischen Vertretern mehr sozialen Verantwortungssinn und vertrauenswürdigere Integrität.

Aber diese sich neu meldende soziale Erwärmung hat sich nicht nur inmitten dramatischer ökonomischer Wandlungen zu behaupten, die keineswegs vorrangig nach den sozialen Wünschen der Menschen fragen, sondern sie stößt zugleich auf die Eigendynamik technologischer Entwicklungen, die scheinbar von sich aus unaufhaltsam das Bild unserer Gesellschaften verändern. Da ist zunächst die explosionsartig voranschreitende *Kommunikationstechnologie*, welche die Menschen enger zusammen zu bringen scheint als je zuvor. Das Wissen voneinander und der geschäftliche Verkehr miteinander können sich großartig erweitern. Aber die Frage ist: ersetzen die *technisch* vermittelten Beziehungsmöglichkeiten die *persönliche Nähe* der Menschen zueinander, für die wir zur Zeit ein wachsendes Bedürfnis registrieren? Schafft die technische Verkoppelung der Menschen, die sich bei ihren Geschäften aber immer seltener persönlich begegnen, nicht vielmehr ein Defizit an eigentlicher persönlicher Nähe?

Der Soziologe Zygmunt Bauman hat einmal lapidar formuliert: *Nähe ist Verantwortung, und Verantwortung ist Nähe*. Gemeint ist: Wenn Menschen einander in die Augen blicken, wenn sie einander sinnlich vor sich haben, nur dann spüren sie, was jeweils in dem anderen vorgeht, was den einen mit dem anderen verbindet. Die

Pseudobegegnung im Internet ist etwas ganz anderes als das reale Zusammentreffen, als wirkliche persönliche Nähe.

Vor ein paar Jahren hat uns das Virus »I love you« einen winzigen Vorgeschmack davon vermittelt, welchen immensen Bedrohungen wir uns dadurch aussetzen, dass wir uns in nahezu allen Lebensbereichen von perfekt funktionierender Computertechnik abhängig gemacht haben und weiter abhängig machen. Nichts würde mehr in unseren privaten Haushalten, im öffentlichen Verkehr, in der Produktion, in Versicherungen, Banken und den staatlichen Verwaltungen funktionieren, wenn das, was ein einzelner abenteuerhungriger Hacker angerichtet hat, einmal von einer hochprofessionellen Organisation in Szene gesetzt würde.

Bei der internationalen Sicherheitskonferenz in München, die früher Wehrkundetagung hieß, haben strategische Experten systematisch eingestreute Computerviren als *die* Kriegswaffe der Zukunft gepriesen. Es werde demnächst ein Leichtes sein, einen feindlichen Schurkenstaat blitzartig durch die Ausschaltung seines computergesteuerten Lebenskreislaufs lahm zu legen. Von einem prominenten Teilnehmer der Tagung habe ich vernommen, dass man diese Vision auf der Tagung überwiegend mit Bewunderung und Genugtuung begrüßt habe, während er selbst zutiefst beunruhigt nach Hause gefahren sei. Abgesehen davon, dass auf diesem Gebiet ein neues Wettrüsten droht, macht mein Gewährsmann auf die Perversion aufmerksam, die darin besteht, die technische Perfektionierung der Destruktions-Energie mit einer Humanisierung der Kriegsmittel gleichzusetzen. Die Möglichkeit, die Lebensfähigkeit einer Gesellschaft schlagartig zu zerstören, ist in der Tat nicht dadurch humaner, dass man den gemeinsamen Untergang der Menschen in totalem Chaos statt mit Bomben und Raketen unblutig einleitet.

Jedenfalls beweist die Arbeit an solchen horrenden Computerkrieg-Szenarien zusätzlich, dass die Revolution der Kommunikations-Technik ein *doppeltes Gesicht* hat. Das freundliche ist allen deutlich. Das unfreundliche bzw. das bedrohliche tritt erst langsam aus dem Schatten hervor. Übrigens ist es hier wie bei der Atomphysik, dass zu den ersten Warnern pensionierte einschlägige

wissenschaftliche Pioniere gehören, also nicht etwa eingefleischte Technik-Kritiker.

* * *

Da ist aber noch eine neue Technologie, die in unser soziales Leben demnächst ebenso massiv einzugreifen verspricht wie die Computerisierung. Das ist die Gentechnik mit ihren phantastischen Möglichkeiten der vorgeburtlichen vorausschauenden Diagnostik und der Manipulation der Fortpflanzungsvorgänge. Auch hier sehen wir zunächst einen Sieg des Menschen in seinem Ringen um Beherrschung bislang unkontrollierbarer Naturvorgänge. Aber ist es nur ein Sieg?

Man kann einer Schwangeren von Jahr zu Jahr verlässlicher Voraussagen, welche Krankheiten mit 100-prozentiger Sicherheit oder berechenbar geringerer Wahrscheinlichkeit bei ihrem Kind ausbrechen werden. Darunter sind Krankheiten, die sich schon in der Kindheit, aber vielleicht auch erst in vorgerückten Jahren oder gar erst im Alter bemerkbar machen werden. Eine Schwangere mag sich sagen: Ich will mich gar nicht testen lassen, sondern ich werde das Kind lieben, wie immer es beschaffen sein mag. Aber eine andere wird sich fragen: Werde ich etwa später Vorwürfe von meinem Kind zu hören bekommen, wenn ich es einem zuvor berechenbaren Leiden aussetze? Wird meine Mitwelt mir etwa die Geburt eines Kindes mit krankhaften Anlagen später als Verantwortungslosigkeit ankreiden? Wird mein Kind im Erwachsenenalter benachteiligt sein, wenn bald einmal, wie zum Teil heute schon in Amerika, Versicherungs- und Beschäftigungsverhältnisse von der Qualität eines Gentestes beeinflusst werden? Wird man mich etwa fühlen lassen, dass ich den Wirtschaftsstandort mit enormen Pflege- und Behandlungskosten für ein Kind mit vorhersehbaren frühen oder späteren Behinderungen belaste?

Weiter entfernt sind wir im Moment noch von der Ausnutzung der Gentechnologie zur Heranzüchtung *positiver* Anlagen und Begabungen. Aber die technischen Möglichkeiten dazu werden demnächst offen stehen. Kürzlich schrieb der prominente

Biophysiker Gregory Stock: »Jetzt, da wir unsere eigene Biologie entschlüsseln, ergreifen wir die Macht über unsere eigene Evolution.« Nicht nur *er* ist davon überzeugt, dass Scharen aus der wohlhabenden Klasse demnächst versuchen werden, ihre Kinder durch gentechnische Manipulation maßschneidern zu lassen. Stock sieht voraus — ich zitiere: »Wenn ein Ehepaar aus Berlin eine romantische Hochzeitsreise in die Karibik unternimmt und neun Monate später eine ungewöhnlich aufgeweckte Tochter zur Welt bringt, was soll die Regierung dann tun? Wird sie die Familie zu einem Gentest zwingen und die Eltern ins Gefängnis werfen, wenn sie beim Kind Anzeichen für gentechnische Manipulationen entdeckt? Wird sie den Eltern das Kind wegnehmen?«

Natürlich nicht. Aber das führt Stock nicht aus, weil er ohnehin eher erwartet, dass solche maßschneidernden Manipulationen auch auf Krankenschein gefordert werden dürften. Aber das wird zu teuer sein. Wahrscheinlich wird es ein Vorrecht der Reichen bleiben, ihre Kinder mit höheren Begabungen auszustatten, was die Kluft zwischen der Wohlstandsschicht und den im Zuge der Globalisierung ohnehin von weiterem Absinken bedrohten sozial Schwächeren gefährlich erweitern würde.

Sie werden bemerken, dass in den Feuilletons der Zeitungen bereits eine kontroverse Diskussion darüber entbrannt ist, was in der Gentechnik von dem Machbaren auch gemacht werden soll oder nicht gemacht werden darf. Wird sich der Mensch, soll er sich daran hindern lassen, in die eigene Natur so einzugreifen, dass er nach eigenem Gutdünken unwertes von wertvollem Leben scheidet und auf gentechnischer Basis eine Auslese betreibt? Schon lassen sich Philosophen, Biophysiker, Medizin-Ethiker und Soziologen zu einem hitzigen Für oder Wider hinreißen. Dabei kommt schon mal eines heraus: Wir sollten zuerst *gemeinsam* sorgfältig über die Tragweite von Möglichkeiten nachdenken, unsere Stellung als Menschen in der Natur grundsätzlich neu zu bestimmen. Gehören wir noch zur Natur, oder gehört die Natur uns? Ist es ein Frevel, die Evolution nunmehr ungeniert in eigene Regie zu nehmen, oder wäre es umgekehrt verwerflich, die gebotenen Chancen zu missachten?

Meine Generation kann zu dieser Diskussion eine wichtige Erfahrung beisteuern. Zunächst diejenige, dass eine Mehrheit der Menschen, ohne es zu bemerken, in den eigenen Moralvorstellungen beeinflussbar ist. Unter Hitler haben sich große Scharen, darunter die Mehrheit der Ärzte, einreden lassen, es sei nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, zum Zweck der Höherentwicklung der Menschheit eine aktive sogenannte Erbgesundheitspolitik zu betreiben. Die gesetzliche Sterilisation von Trägern sogenannten schädlichen Erbguts wurde als edelsinnige Maßnahme zum Wohle des Ganzen verklärt. Es erging der Appell, dass die Einzelnen ihre egoistischen Interessen zu opfern hätten, um den völkischen Blutstrom – so hieß es damals – von negativen Elementen zu reinigen. Dieses Argument wurde seinerzeit von den meisten nicht als heuchlerisch erkannt, sondern blauäugig als neuer moralischer Grundsatz akzeptiert. Es galt: Anständig und sozial verantwortlich denkt, wer opferwillig zur erblichen Gesundheit und Veredlung des Volkskörpers beiträgt. Der Grundgedanke der Ausmerzungen sogenannten unwerten Lebens wurde übrigens an Hitler von hochgeachteten Medizinforschern herangetragen. Hitler begeisterte sich für deren Theorie anhand eines Lehrbuches der Gelehrten Baur, Fischer und Lenz, als er in der Festung Landsberg saß. Zahlreiche Wissenschaftler und Intellektuelle halfen mit, die *Unmoral* zur *neuen Moral* umzudeuten. Vom Volksarzt war die Rede, dem die Reinigung der Erbmasse der Gemeinschaft ein höheres Ziel sein müsse als der Dienst am Individuum. Zu den Fürsprechern dieser ideologisch abgeirrten Elite gehörte der später mit dem Nobelpreis gekrönte Konrad Lorenz, der 1940 wörtlich schrieb: »Aus der weitgehenden Analogie des Verhältnisses zwischen Körper und Krebsgeschwulst einerseits und einem Volk und seinen durch Ausfälle asozial gewordenen Mitgliedern andererseits ergeben sich große Parallelen in den notwendigen Maßnahmen.« Zum Glück, so fuhr er fort, sei die Ausmerzungen schädlicher Elemente für den Volksarzt leichter und für den überindividuellen Organismus weniger gefährlich als der Eingriff am Einzelkörper.

Sie wissen alle, wohin diese Anweisung für die Volksärzte geführt hat. Und Sie mögen sich fragen, warum ich Ihnen überhaupt diese Tatsachen, die Ihnen kaum neu sein dürften, noch einmal erzähle.

Aus dem einfachen Grund, weil oft verkannt wird, dass die damalige Pervertierung der Moralvorstellungen von einer geistigen Elite vorgedacht und mitgetragen wurde, was heißt, dass wir Heutigen uns ebenso wenig gegen eine solche Umdeutung von Gewalt in Moral gefeit glauben dürfen.

* * *

Heute ist nun weit und breit kein neuer Hitler in Sicht. Und gewiss hätte vorläufig keine staatliche Bevölkerungspolitik wie jene der Nazis eine Chance. Aber ich nannte ja bereits *ökonomische* Interessen, die anstelle einer verstiegenen rassistischen Ideologie einer gentechnischen Selektions-Strategie das Wort reden könnten. Daher erscheint es mir berechtigt, dass Vertreter meiner Generation rückblickend daran erinnern, wohin es führen kann, wenn man für die guten und gegen die bösen Gene kämpfen will. Wer sich sein Gewissen nicht enteignen lässt, sondern für dessen unbestechliche Stimme offen bleibt, der wird merken: Das Gewissen schlägt niemals für Gene. Es schlägt nur für Menschen, denen Achtung und Beistand gebührt. Das gilt besonders auch gegenüber Behinderten und chronisch Kranken.

Als Psychoanalytiker möchte ich zuletzt aber noch einen Punkt anführen, dem zur Frage der sozialen Verantwortung Beachtung gebührt. Ich meine eine in uns allen vorhandene Neigung, unsere Gefühlswelt von Bedrohungen abzuspalten, die uns nicht unmittelbar auf den Leib rücken. So haben wir mehrheitlich z. B. gelernt, an die Atomkriegsgefahr gar nicht mehr zu denken, obwohl wir nach wie vor von tausenden stationierten Nuklear-Raketen umgeben sind. Die Entwicklung der atomaren Waffentechnik macht es heute möglich, dass einer mit einer in einem Rucksack verstauten Atombombe eine Weltstadt von der Größe New Yorks in Schutt und Asche legt. Der Ex-Chef der amerikanischen Nuklearstreitkräfte, General Lee Butler, hat im letzten Jahr die aktuelle amerikanische Atomwaffenpolitik als in höchstem Grade unmoralisch und unverantwortlich öffentlich verurteilt. Aber wen kümmert das noch? Und wen schrecken die Horror-Szenarien eines Computerkrieges? Wie viele lassen sich noch davon beunruhigen,

dass führende Forscher gewaltige soziale Konflikte durch eine nach wie vor ganz unzulängliche Umweltpolitik voraussagen?

Was hier psychologisch wirksam ist, habe ich bereits mit dem Begriff der Abspaltung angedeutet. Der amerikanische Psychiater Jay Lifton hat diesen Vorgang der Abspaltung genauer erläutert. Er sagt: Die Menschen leben mit einem gespaltenen Selbst. Ihr eines Selbst erlebt völlig normal Freude, Liebe, Leid und Mitgefühl in der privaten Beziehungsweit. Mit ihrem anderen Selbst registrieren sie allgemeine einschneidende Bedrohungen wie etwa die genannten fast emotionslos. Vor allem die durch die neuen Technologien produzierten Gefahren lassen sie überhaupt nicht an ihre Gefühlswelt heran, wobei sich allerdings die Geschlechter unterscheiden. Die Selbstspaltung funktioniert im Allgemeinen bei den Männern häufiger und gründlicher als bei den Frauen. Diese können ihre Gefühle weniger von den Bildern sozialer, ökologischer oder militärischer Gefahren ablösen. Sie erleben auch neue technische Eroberungen weniger als Siege und spüren eher, wenn der Drang nach immer Schneller, Höher, Weiter, Größer ins Maßlose abirrt. Sie zweifeln weniger daran, dass der Mensch zur Natur und diese nicht ihm gehört. Aber es sitzen ja eben häufiger Männer an den Hebeln technischer, militärischer und wirtschaftlicher Macht. Und gerade diejenigen, die am unmittelbarsten mit der Produktion oder Handhabung horrender Risiko Technologien zu tun haben, spalten oft, zumindest vor ihrer Pensionierung, ihr Inneres perfekt dagegen ab, was ihr Tun indirekt für die möglichen Leidtragenden bedeutet.

* * *

Es scheint mir, dass wir zu einem großen Teil immer noch unter dem Einfluss einer fatalen Vision stehen, die es uns gemeinsam schwer macht, etwas mehr von dem zu pflegen, was Albert Schweitzer vor einem halben Jahrhundert »Ehrfurcht vor dem Leben« genannt hat. Als der französische Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal, der vor dreieinhalb Jahr hundert die erste Rechenmaschine erfand, den Größenwahn des kommenden Zeitalters vorausahnte, warnte er immer wieder vor unserer

Versuchung zur Selbstüberschätzung. »Wir verbrennen vor Sehnsucht«, schrieb er, »einen festen Ort und ein endgültiges bleibendes Fundament zu finden, um einen Turm darauf zu erbauen, der sich bis ins Unendliche erhebt. Aber alle unsere Fundamente bersten, und die Erde tut ihre Abgründe auf«

Er sprach von der *Mitte*, zwischen dem Nichts und dem Unendlichen, die unser Los sei. Selbst wenn wir unser Leben noch ein Stück verlängern könnten, blieben wir immer noch von der Ewigkeit unendlich weit entfernt. Aber unsere westliche Kultur ist weniger der Mahnung zur Bescheidenheit des Blaise Pascal gefolgt, stattdessen dem Übermut seines Zeitgenossen Descartes, der nicht einsah, warum der Mensch nicht mit fortschreitender Erkenntnis eine gottähnliche Vervollkommnung anstreben sollte. Dieser Antrieb beherrscht seither unbewusst unseren Fortschrittsdrang, der kein anderes Ziel erkennen lässt als das immer Größer, Schneller und Weiter — und dies stets verbunden mit der ernststen Gefahr, dass die wachsende Kluft zwischen den Erfolgreichen und einer Mehrheit der Abgehängten wachsende gesellschaftliche Spannungen entfesselt, verbunden aber auch mit der anderen Gefahr, dass der Allmachtswahn unmittelbar in einer selbstzerstörerischen Katastrophe endet.

Bereits vor 70 Jahren registrierte Sigmund Freud einen Zustand, den wir Heutigen erst voll begreifen, als er schrieb: »Die Menschen haben es jetzt in der Beherrschung der Naturkräfte so weit gebracht, dass sie es mit deren Hilfe leicht haben, einander bis auf den Letzten auszurotten. Sie wissen das, daher ein gut Stück ihrer gegenwärtigen Unruhe, ihres Unglücks, ihrer Angststimmung. Das schrieb er vor dem Holocaust, vor Hiroshima. Heute hätten wir noch weit mehr Grund zu der damals schon von Freud registrierten Unruhe und Angststimmung, aber auch noch mehr Grund zur Entfaltung der von Freud damals erhofften Gegenkraft, die er mit dem von ihm weit gefassten Begriff Eros bezeichnete. Mit dieser mythologischen Umschreibung meinte er in etwa die psychologischen Antriebskräfte, für deren Anwachsen wir in unserer aktuellen Befragungs-Studie gerade einige hoffnungsvolle Anzeichen vorgefunden haben.

Zugegeben, es ist gewiss noch ein weiter Weg bis zur Preisgabe des selbstzerstörerischen kulturellen Größenwahns, den ich in meinem so bezeichneten Buch als Gotteskomplex beschrieben habe. Aber im Augenblick stehen die Zeichen immerhin auf leise Hoffnung und vorsichtigen Optimismus.